

Von Georg Reimann

Das deutsche Volk weiß heute klarer denn je, daß der Weg in eine freie und gesicherte Zukunft noch heute durch harte Kämpfe und schwere Stunden führen wird, aber es zittert und zagt nicht vor dem Kommenden. Im Gegentheil, immer wieder hört man Stimmen, die bekunden, man sehe die Stunde des Auseinanderprallens der Rassen herbei. Fragen wir uns nach dem Grund dieser Einstellung, so zeigt sich, daß der Deutsche nicht nur die Härte und Vereitelhaft aufbringt, sich der Entscheidung zu stellen, sondern daß er von dieser Stunde auch durchaus etwas erwartet. Ob in Nordafrika oder Italien: überall stießen die Engländer und Amerikaner unter Bedingungen auf uns, die sie erheblich begünstigten: ob sie nun zahlen- und materialmäßig überlegen waren, ob wir große Nachschubvorräte lieferten hatten oder ob Verrat ihnen die Wege ebnete. Jetzt haben wir reinen Fisch gemacht und der Feind, der den Fuß auf europäischen Boden zu setzen versucht, wird unter anderen Bedingungen die Dinge mit uns zu kreuzen haben.

In Südtalien tobt sich augenblicklich der ganze Herenabbat anglo-amerikanischer Kulturschwandungen aus. Die Akte der Lustverbrechen reißt nicht ab. Erst Castell Gandolfo, dann Monte Cassino; in beiden Fällen hat der Feind mit diesen Ausgeburten seines Verjüngungswahns Verbrechen von weltgeschichtlichem Ausmaß auf sich geladen. Während es sich im ersten Falle um päpstliches Gebiet handelte, ging es bei der historischen Abtei Monte Cassino um das einigartige Vermächtnis von fast anderthalb Jahrtausend, das von deutlichen Truppen unberührt und nicht im entferntesten als militärisches Ziel angesehen war. Die Zerstörer des hl. Adloner Kaiseriales, des Kölner Doms, der Basilika St. Lorenz, des Frankfurter Goethehauses, die Schänder tausender deutscher und italienischer Kirchen und Kathedralen haben nun ihrem Säkularwerk die Krone aufgesetzt.

Wie vertraut klingt uns Deutschen gerade jene Kantische Forderung: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.“ Wer von unseren Gelehrten, die einen bestialischen Plan nach dem anderen zur völligen Vernichtung des deutschen Volkes ansetzen, ahnt etwas von diesen inneren Kräften, mit denen schon vor zweihundert Jahren ein deutscher Denker sein Volk **erleuchtete**? Weiß der Sowjetkollaborateur, der Isenlos und gehebt immer von neuem in das Abwehrfeuer unserer Waffen rennt, etwas von einem Gesetz in sich? Mont der Engländer, der mit Erstaunen feststellt, daß der Kampf gegen deutsche Soldaten in Wahrheit ganz anders aussieht, als er sich das auf dem heimischen Tennis- oder Golfplatz vorgestellt hat, überhaupt, um was es geht? Will etwa der Yankee, der sich im Sold der Juden zu Mördervereinigungen und Totschläger-Clans zusammenschließt, behaupten, daß er einem sittlichen oder moralischen Gesetz gehorche? Nein und tausendmal nein! Hier stehen sich nicht Völker, hier stehen sich **Welten** gegenüber!

In allen Aeußerungen, Planungen, Handlungen dokumentirt sich der Mensch und damit auch sein inneres Geth. Mag das Inferno der Materialschlachten noch so gewaltig sein, es bleibt doch bestehen, was das spanische Blatt „Alcazar“ dieser Tage noch im Blick auf die anglo-amerikanischen Spekulationen mit der Masse und dem Material schrieb: „Die Entwicklung hat uns gelehrt, daß weder die besten Maschinen noch die materielle Ueberlegenheit zum Siege führen, wenn der Mensch verliert. Herz und Nerven der im Arieen kämpfenden Männer waren zu Zeiten Alexanders des Großen in einem Kampfe entscheidend, und sie sind es auch heute noch.“

Auch die Partei hat ein inneres Gesetz. Der Nationalsozialismus bewies in den langen harten Jahren der Kampfzeit, daß er bei den großen Entscheidungen, die um des Lebens unseres Volkes willen ausgetragen werden müssen, an erprobter Stelle steht, und es ist für die Partei heute wie damals eine Selbstverständlichkeit, daß sie in ihrer Gesamtheit als Führer und Erzieher des deutschen Volkes sich ebenso bedingungslos an die Spitze des Kampfes an der Front stellt, wie sie im Innern schweigend unpopuläre Aufgaben übernimmt und erfüllt. Vor nunmehr 24 Jahren wurde das Programm der Partei verfaßt. Worauf es allein ankommt, sagt der Schluß des Programms: „Die Führer der Partei versprechen, wenn nötig, unter Einsatz des eigenen Lebens für die Durchführung der vorstehenden Punkte rückhaltlos einzutreten.“ Das ist der Kern des Programms. Seit jenem Februartag wurde ein Punkt nach dem anderen erfüllt, immer letzte aber wurde zuerst erfüllt, drei Jahre später, am 9. November an der Feldherrnhalle. Jetzt und zum erstenmal, aber nicht zum letztenmal, denn dieses Programm endet nicht. Die Schaffung Großdeutschlands ist Tatsache, die Ausschaltung der Fremdrassen ist abgeschlossen wie manche andere Forderung. Dieser Satz des Programms aber gilt immer — als ewige Forderung. Er stand über den zahllosen Kämpfen der Partei, die in der Kampfzeit ihr Leben opferten, wie nun über jenen, die ihre Treue als Soldaten im Soldatenobedienz bezeugen, er tröstet den Einsatz von zahlreichen politischen Leitern und Männern der Gliederungen der Partei, die in den Bombennächten fallen, und er steht heute wie stets über jedem, der zu Adolf Hitler schwört.

espielt, die der Komponist des britischen Königs
verfaßt hatte.

Das Steuer-Veto im Repräsentantenhaus abgelehnt

hoffentlich, daß die Regierung daheim sich endlich mit dieser Angelegenheit befassen wird."

Der Gefreite Barnsley und die Austin-Werke: ein Beispiel des britischen „Sozialismus“

hoffentlich, daß die Regierung daheim sich endlich mit dieser Angelegenheit befassen wird."

espielt, die der Komponist des britischen Königs
verfaßt hatte.

Briten-Rotau vor Stalins Bild

espielt, die der Komponist des britischen Königs
verfaßt hatte.

Lufschlacht über der britischen Hauptstadt

Auch die Umgestaltung und Verstärkung der Abwehr verhinderte nicht die Großangriffe auf London

PA. Das Glas der Kanonenscheiben ist nahe vor den Augen. Gefährliche Minuten sind gekommen, die Minuten um Mitternacht, in denen sich der Verband unserer schweren Kampfflugzeuge einfinden muß in den großen Strom der Bomber, die nach London fliegen.

In weitgezogener Kurve schwimmen die Maschinen auf ihrem Kurs, tauchen sich in langer Kette heran und gliedern sich ein. Die Flächen verschwimmen grau und gestalltlos in der Nacht; wir müssen eine Dunschwarte von 2000 Meter durchstoßen. Aus den Auspuffröhren schlägt hin und wieder ein verräterischer roter Funkenstrom. Tief unten im Wasser zeichnet sich grünrot das Licht einer Leuchtboje, verflucht dann schnell im Steigen. Kurs West nach London.

Der Kanalüberflug ist wie immer. An der englischen Küste sind Flak und Scheinwerfer und ein Rudel pirscherder Nachtjäger, die sich von den ferneren Wehgeräten der Bodenstellen an den Bomberstrom heranführen lassen.

Der lautlose Krieg beginnt.

Lautlos für den Flieger, weil im Lärm seiner Motoren alle Geräusche ertrinken, das Rauschen der Granaten und das Heulen der Sirenen und das dumpfe Beben betonierender Bomben. — Der Sperriegel wird durchbrochen. Wir sind über der Stadt, über London. Der Angriff rollt vor.

Diese Nacht über London trägt ein anderes Gesicht als bisher. Der Gegner hat versucht, sich auf uns einzufallen.

Die Abwehr ist massierter denn je, und die Sicht dazu vorzüglich. Wir ahnten es auf dem Anflug: Diese Nacht wird eine Schlacht der Scheinwerfer und der Kombination aller Abwehrwaffen. Junge Besatzungen sind bei uns. Sie haben sieben Feindflüge hinter sich und immer im Großangriff auf London. Sie fliegen so zäh und so stur gegen die Dämmerhölle wie die alten. Das ist die unerlöschliche deutsche Luftwaffe. Es lohnt schon, einmal auf die Männer zu sehen.

Präzise zur befohlenen Zeit stehen die Kampfflugzeuge über den Zielräumen.

Farbig sichtbar warten schon die Markierungen der Beleuchter auf uns. Dann fallen die Bomben, lösen sich die schweren Kaliber mit kurzem Rud aus den Aufhängvorrichtungen unter den Flächen, lösen sich Minen und Brandbomben, Brände wachsen auf, verschmelzen zu großen Komplexen. Stichflammen springen hoch über die Stadt. Die Befehle neben uns wirft mit ihren Bomben eine Feuerkugel von 1500 Meter; irgend ein Tanklager oder Gasometer wird getroffen sein.

Wir fliegen zum Zielpunkt, haben Westend hinter uns und stoßen auf die City vor, gegen die Docks.

Nach Sekunden. Da packt uns plötzlich ein Scheinwerfer, strahlendes Licht stutet in die Kabine. Ein zweiter folgt hoch, von rechts und links laufen neue heran, weiß und violett, Kreuze formen sich um uns. Wir sind im Lichtdom. Im Elip rückt das schwere Kampfflugzeug seitlich ab, kurz, flüchtig und steigt. Flak umspritzt die Maschine, tanzt vor und hinter uns mit gelben Explosionswolken. In den Altemmasten ist manchmal ein feines, leuchtendes Tropfen. Im Schall bilden sich winzige Eiskristalle. Die Hand tailet entlang, brückt den Sitz zurück. Auch darin liegt das Leben. Die Minuten gehen langsam im ununterbrochenen Kurvenkampf. Nur das Können des Flugzeugführers wird jetzt im

Zweikampf zwischen Flakbatterien und Kampfflugzeugen

entscheidend. Der Staffelführer hat den Knüppel in der Hand. 160mal ist er schon Kurs West geflogen. Plötzlich stehen Leuchtflüge und Brände wie ein Band neben uns. Zwischen zwei Strahlenbündeln brechen wir aus. In der Glashölle des Gefechtszirkels wandert die Hand immer höher. Leberhandschläge, die hinter der Kanone eingeklemmt lagen, heben sich plötzlich, stehen in der Luft und fallen am Gesicht vorbei. Füße lösen sich vom Boden, die H-Hande greifen sich gegen die Glasbede, Kopfstand. Egal. Dunkel fällt etwas vorbei. Krach — die Taschenlampe. Dann Absinken und zurück in die normale Lage. Da spricht ein Feuerstrahl von vorn. Eine

Wachsame deutsche Luftverteidigung

USA-Bomberverband in schweren Luftkämpfen über den Alpen aufgesplittert

Berlin, 25. Februar. Ein nordamerikanischer Bomberverband, der am Mittwochnachmittag mit Jagdschutz von Süden her in das östliche Alpengebiet eingeflogen war, traf auf eine sehr wachsame und starke deutsche Luftabwehr. Schon über den südlichen Ausläufern der Alpen und über dem Hochgebirge selbst wurden die Angreifer durch deutsche Jäger und Zerstörer in schwere Luftkämpfe verwickelt. Zahlreiche Flakbatterien nahmen die feindlichen Flugzeuge unter Feuer und wirkten mit den fliegenden Verteidigungskräften zusammen, um den nordamerikanischen Verband aufzusplittern und am gezielten Bombenwurf zu hindern. Trotz feindlichem Jagdschutz drangen unsere Jäger und Zerstörer immer wieder bis auf kürzeste Entfernung zu den viermotorigen Bombern durch und erlaubten sie mit nur wenigen Feuerstößen. Der Bomber-Verband löste sich in kleinere Gruppen auf, von denen jede nur danach strebte, sich von den angreifenden Jägern und Zerstörern freizumachen. Infolgedessen warfen sie ihre Bomben vielfach im Notwurf.

Mit dem Absinken von 45 feindlichen Flugzeugen wurde, wie der gestrige Wehrmachtbericht meldete, fast die Hälfte des eingeflogenen Bomber-Verbandes vernichtet. Ferner ist damit zu rechnen, daß noch zahlreiche andere Maschinen, die in den harten Luftkämpfen oder durch Flaksplitter beschädigt wurden, auf dem Rückflug abgestürzt sind.

Bei dem Tagesangriff nordamerikanischer Bomber auf das Reichsgebiet am 22. Februar brachte der Unteroffizier Rudolf Vintz aus Stettin

rote Leuchtpurpur umtanzte den Rumpf. Bischof in ein bis zwei Meter Höhe vorbei, über das Dach hinweg und an beiden Seiten des Rumpfes vorbei.

Nachtjäger beschießen uns.

Gefechtssturm und Kanonen drehen. Vorbei. Im Rücken reißt die Strippe der Eigenverständigung ab. Es ist zu eng, um sie jetzt zu suchen. In den Hörmuscheln wird es still. Die Verbindung zur Befehlsstelle fehlt. Ein fester Rud läuft durch das Flugzeug, es wird freier und wendiger. Gut geworfen! In der Banne liegen Beobachter und Bordschütze. Die Brände unten weiten sich aus. Noch einmal kommt die Flak so nahe heran, daß der Schütze, wie er nachher erzählt, für den Bruchteil einer Sekunde die Augen schließt und denkt: Jetzt passiert es!

Rückflug. Wieder langen Scheinwerfer nach uns und Flak. Kurven, runter und weg auf den Kanal. Der Beobachter ist wachsam und setzt den

Steigende Verluste der feindlichen Luftwaffe

Von unserer Berliner Schriftleitung

Allzu vorsichtig haben Deutschlands Gegner monatelang so getan, als wenn die deutsche Luftwaffe nur noch beschränkt aktionsfähig, ja sogar so gut wie ausgeschaltet sei. Das hat sich buchstäblich über Nacht geändert, seitdem starke deutsche Luftstreitkräfte wieder ihre schweren Angriffe auf die englische Hauptstadt durchführten. Noch vor kurzem versuchte die englische, die amerikanische und die den Angelsachsen ergebene „neutrale“ Presse ihren Lesern einzureden, es habe sich bei der Wiederaufnahme der deutschen Angriffe auf London nur um „Störflüge“ einzelner Maschinen gehandelt. Nachdem die in London angedichteten Feuerbrände und Schäden jedoch einen so großen Umfang angenommen haben, daß Churchill ein scharfes Zensurverbot für Schilderungen der Wirkung der deutschen Angriffe erließ, läßt sich das Geschwätz von den Störflügen nicht mehr aufrechterhalten.

Zum viertenmal innerhalb von vier Tagen haben starke deutsche Luftstreitkräfte die englische Hauptstadt angegriffen. Gleichzeitig aber steht die deutsche Luftwaffe im schwersten Kampf an der Ostfront, wo sie die eigenen Heeresverbände in Angriff und Verteidigung unterstützt, feindliche Bereitstellungen und Transporte zerstört usw., zweitens kämpft sie in Italien gegen die zahlenmäßig überlegenen Gegner, drittens kontrolliert sie in Fernost die Meeresgebiete um Europa, viertens führt sie Geleitschutz für Marineeinheiten durch und fünftens schreitet sie in der Abwehr des Bombenterrors von Erfolg zu Erfolg. Die Luftschlacht im Gebiet von Leipzig brachte den deutschen Jägern 83 Abschüsse feindlicher Maschinen ein. Am Dienstag wurden bei den Einfällen in Mittel- und Süddeutschland sowie im Protektorat 119 feindliche Maschinen abgeschossen und vorgetrieben wurden in Süddeutschland von unseren Jägern und Flakartilleristen die Abschüsse von 45 Feindmaschinen erzielt. Und gestern wurden gar 166 Terrorflugzeuge vernichtet! Diese Erfolge unserer Tag- und Nachtjäger sowie der Flak gewinnen noch mehr an Bedeutung, wenn man die erstaunlich geringen Verluste der deutschen Luftwaffe bei ihren Angriffen auf London dazu in Vergleich stellt. Daß die englische Abwehr so außerordentlich wenig deutsche Maschinen über London und England herunterzubolen vermag, hat ja schon zu erregten Klagen in der englischen Presse geführt, die auch bis in parlamentarische Kreise gedrungen sind. Dabei sagen sich die Engländer selbst, wie aus Londoner Presseäußerungen hervorgeht, daß diese Unternehmungen der deutschen Luftwaffe gegen London nichts mit der Verletzung zu tun haben, sondern nur ein Bruchteil dessen darstellen, was sie zu erwarten haben.

„Niesenbrände in London“

Stockholm, 24. Februar. Die Londoner Korrespondenten der Stockholmer Presse berichten, wiederum sichtlich stark beeindruckt, über die letzten deutschen Luftangriffe auf London. Schon in der Ueberschrift weist „Aftonbladet“ darauf hin, daß

Kurs ab. In zehn Meter Höhe rutschen wir knapp aber sicher über die französische Steilküste.

Gelmatkurs!

Ueber dem Kontinent liegt dünner Dunst, nimmt die Sicht auf die Küste. Noch ein letztes Mal kommt Pech. Dem Funker, einem alten Englandflieger, fällt die H-Hande aus. Es ist seine brave, alte Kopfhaube, in der er vom ersten bis zum 160. Feindflug gegen die Insel geflogen ist. Der Schütze reißt seine eigene herunter. Wir sind knapp mit der Zeit. Funk- und Weisgerät suchen und finden den Heimatort. Ein englischer Nachtjäger brummt in der Gegend herum, traut sich aber nicht ran.

Meldung auf dem Gefechtsstand. Die Kameraden sind schon da. Alle. Der Kommandeur strahlt. Sie sind alle zurück. Zum vierten Male alle zurück vom Großangriff auf London. In den Ohren rauscht noch das Motorengeräusch nach.

Steigende Verluste der feindlichen Luftwaffe

Von unserer Berliner Schriftleitung

In London in der vergangenen Nacht riesenbrände entstanden. Im Regen von Brand- und Sprengbomben habe sich eine Reihe tragischer Episoden abgespielt, und der Umfang der Brände in der Nacht zum Donnerstag sei von größerem Umfang gewesen als früher. Wohin man den Blick gewandt habe, habe es gebrannt. In den Docks und Aufbaumarbeiten seien nicht nur Feuerwehreinheiten und Heimwehrabteilungen, sondern auch britische und amerikanische Soldaten, sowohl Seelen als auch Flieger, herangezogen worden. In einem Londoner Außenbezirk sei der schlimmste Niesenbrand seit April 1941 entstanden. In der Nähe eines der bekanntesten Londoner Plätze habe ein Stadtviertel, in dem sich Luxuswohnungen befinden, sehr stark gebrannt, wobei auch hocherlosene Bomben festgesetzt worden seien. Große Bombentrater, die den Verkehr hindern, seien in vielen Londoner Straßen entstanden.

Der Londoner Korrespondent von „Aftonbladet“ hebt hervor, daß die deutschen Bomben heute wesentlich sprengkräftiger seien als zu Beginn des Krieges. Ein markanter Zug bei den neuen deutschen Luftangriffen auf London sei die Schnelligkeit der deutschen Flugzeuge, die auch ihr wirkungsvollerer Schwung und große Anforderungen an die Reaktionsgeschwindigkeit der Verteidigung stelle. Die Maschinen könnten mit ihrer Geschwindigkeit in acht Minuten vom Kanal nach London gelangen.

„Eine wahre Hölle“

Stockholm, 25. Februar. Ein erfahrener Flieger, so heißt es in einer Neutermeldung, äußerte sich über die Festigkeit der deutschen Luftabwehr und erklärte u. a.: „Es war bisher die größte Luftschlacht, an der ich teilgenommen habe. Die Deutschen hatten sich ein vollkommen durchgearbeitetes System zurechtgemacht, sie flogen in Schwärmen über uns, um uns herum und unter uns. Eine wahre Hölle umbrandete uns, als sie angriffen. Unsere Maschinen, so berichtet der Flieger dann weiter, mußten sich ihren Weg durch die gewaltige Jagdabwehr erkämpfen, um ihr Ziel zu erreichen, von wo aus sie dann wieder den Weg zum Rückflug erzwingen mußten. Die Befehle meinten, daß die deutschen Jäger von allen Richtungen her angriffen und daß sie zeitweilig glatt mitten durch die Bomberverbände hindurchflogen.“

„Keine Einschränkung des Luftterrors!“

Stockholm, 25. Februar. Der Labourabgeordnete Stodes machte am Mittwoch einige vorläufige Einwendungen gegen die britischen Terrorangriffe auf europäische Bohn- und Kulturstätten. Die meisten Unterhausabgeordneten aber wandten sich gegen diese Auffassung mit genau derselben Schärfe wie vor kurzem die Mitglieder des Oberhauses. Die englische Politik wird, wie man in London ausdrückend erklärt, in der Frage der Terrorangriffe nach wie vor von der Auffassung geleitet, die dieser Tage Lord Latimer vertrat. Er erklärte nämlich nach „Daily Express“ wörtlich: „Ich möchte so stark wie möglich gegen jede Politik protestieren, die darauf ausgeht, auf dem Gebiet der Strategie, der Bombenangriffe oder der militärischen Operationen auch nur im geringsten die „militärische Notwendigkeit“ durch sogenannte kulturelle Rücksichten einzuschränken.“

Immer wieder Neutralitätsverletzungen

Bern, 25. Februar. Von amtlicher Seite wird mitgeteilt, daß in der vergangenen Nacht Schweizer Hoheitsgebiet von fremden (dies: anglo-amerikanischen) Flugzeugen überflogen wurde.

Stockholm, 25. Februar. Der schwedische Verteidigungsstab teilte am Mittwoch zum Freitag mit, daß nach Motorengeräuschen zu urteilen, eine Anzahl „fremder Flugzeuge“ am Donnerstagsabend in großer Höhe über schwedisches Gebiet zwischen Halmstad und Höganaas, besonders mit südöstlichem Kurs, einflogen. Diese Flugzeuge verließen später schwedisches Gebiet in nordwestlichem Kurs. Eine Bombe wurde um 21 Uhr im Gebiet von Helsingborg geworfen. Dazu meldet „Dagbladet“ aus Helsingborg, daß eine bedeutende Anzahl „fremder Flugzeuge“ erschienen sei. Ein Flugzeug habe eine Bombe fallen lassen, die in einem Wald niedergegangen sei. Aus den Berichten der Stockholmer Morgenpresse geht hervor, daß man annimmt, diese „fremden Flugzeuge“ seien anglo-amerikanische Maschinen.

Genf, 24. Februar. Selbst Reuter muß zugeben, die Untersuchung der von Flugzeugen über Stockholm abgeworfenen Bomben habe ergeben, daß diese sowjetischen Ursprungs sind.

Empire-Truppen als Kanonensutter

Genf, 25. Februar. Die Tatsache, daß man die erschöpften Amerikaner von der Cassino-Front zu-

rückziehen und durch Empire-Truppen, vor allem durch die Neuseeländer des Generala Freyberg ersetzen muß, enthüllt ein Korrespondent der „Daily Mail“ von der Front der 5. Armee. Damit dieser Truppenwechsel nicht auffalle, hätten die neuseeländischen Soldaten auf dem Weg zur Front keine Erkennungszeichen getragen. Ebenfalls seien die Lastkraftwagen, die sie dorthin beförderten, besonders gekennzeichnet gewesen. In aller Stille seien die Neuseeländer an der Cassino-Front erschienen, um den erschöpften amerikanischen Truppen eine Atempause zu ermöglichen.

Selbstmord der japanischen Verteidiger

auf den Marshall-Inseln Kwajalein und Wotho

Tokio, 25. Februar. Die das Kaiserliche Hauptquartier am Freitag bekanntgab, haben japanische Verteidiger der Inseln Kwajalein und Wotho (im Zentrum der Marshallgruppe) nach heftigem Kampf gegen erhebliche Übermacht den Tod gefunden. Die japanische Verteidigung bestand aus 4500 Soldaten und 2000 Zivilarbeitern des Meeres und der Kriegsmarine. Nach heftigen Luftangriffen und der Beschädigung durch Kriegsschiffe begann der Feind am 1. Februar mit der Landung von ungefähr zwei Divisionen. Am 6. Februar unternahmen die gesamten japanischen Verteidigungskräfte den letzten todesmutigen Angriff, nachdem sie zuvor dem Feind erhebliche Verluste und Schäden beibrachten. Kommandant Admiral Michikazu Yamada war der Befehlshaber der japanischen Truppen von Wotho und Kommandant Monzo Aoyama von Kwajalein. Beide fanden ebenfalls den Tod.

Zum Selbstmord der japanischen Verteidiger der Inseln Kwajalein und Wotho gab der Marineminister und Admiralschef Shimada eine Erklärung ab, in der es heißt: Dieser neue Beweis von Treue und Todesbereitschaft japanischer Soldaten muß der ganzen Nation ein Beispiel sein. Sie muß in der Heimat mit der gleichen Opferbereitschaft kämpfen wie die Soldaten an der Front. Zwar ist die Kampffront noch ungefähr 3000 Kilometer von der japanischen Heimat entfernt, aber man muß bedenken, daß sich mit den modernen Kriegsmitteln die Fronten schnell verschieben können. Die jetzige Lage ist ernst, und der Verteidigungsgürtel der verschiedenen Inseln im Pazifik muß um jeden Preis gehalten werden, um das japanische Kaiserreich zu schützen.

Das erste Gebot

Tokio, 24. Februar. „Tokio Shimbun“ bezieht im Zusammenhang mit der Bombardierung des Moskauer Monte Cassino die Anglo-Amerikaner als moderne Barbaren und fügt hinzu, daß es der ganzen Welt ein Bedürfnis sein müsse, den zehn biblischen Geboten ein neues erstes Gebot hinzuzufügen mit dem Wortlaut: „Ihr sollt die Anglo-Amerikaner hassen.“

Churchill wird peinlich empfunden

Roosevelt will die Unterwerfung unter Stalins Gebot verurteilen

WS. Genf, 25. Februar. (Eig. Bericht.) Die Rede Churchills hat in politischen Kreisen Washingtons Aufsehen erregt, weil die Enthüllung Churchills, daß das Annetionsprogramm Moskaus gegenüber durch ihn in Teheran gebilligt worden sei, für die USA-Öffentlichkeit eine Ueberschuldung war. Verantwortliche Sprecher der USA-Regierung hatten ja erklärt, daß in Teheran keine Verpflichtungen bezüglich des Schicksals Polens eingegangen worden seien, insbesondere nicht hinsichtlich der territorialen Ansprüche Moskaus. Es ist natürlich ganz klar, daß Roosevelt und Hull von diesen Versprechungen Churchills in Teheran wußten. Churchill ist ja nur der „kleine Dritte“ — und es versteht sich, daß Herr Roosevelt an erster Stelle diesen Verpflichtungen Moskau gegenüber eingegangen ist, wie sie Churchill nun enthüllt hat. Diese Feststellung hat in den dem Weißen Haus nachstehenden Kreisen natürlich peinliches Empfinden hervorgerufen. Zwei demokratische Senatoren, Murray und Johnson, haben den trübsinnigen Versuch gemacht, die „Version“ zu verbreiten, daß Roosevelt „selbstverständlich“ mit diesen Erklärungen Churchills nichts zu tun habe, sondern daß es sich bei ihm um eine „rein britische Sache“ handle, von der die USA nicht berührt würden. Dieser Versuch, der Moskau-Förigkeit Roosevelts ein Feigenblatt zuzubinden, ist mehr als lächerlich — aber er zeigt, daß die Anhänger des Präsidenten immer noch Angst haben, die Unterwerfung unter Stalins Gebot bekannt werden zu lassen.

Das ist Frau Roosevelt!

Madrid, 24. Februar. Wie Efe aus Washington meldet, verteidigte Frau Roosevelt auf der Pressekonferenz den anglo-amerikanischen Luftterror und kritisierte die von einigen Seiten veröffentlichten Proteste gegen die Luftangriffe auf deutsche Städte und die damit verbundenen Morde an der Zivilbevölkerung. Sie meinte, die Anglo-Amerikaner müßten „jeht a raus a me the bode“ anwenden, wenn sie den Krieg schnell beenden wollten.

Diese Äußerungen passen genau zu dem Bild, das sich Europa von dieser geschäftstüchtigen und politisierenden, aber herzlosen Frau gemacht hat.

Staatspräsident Ramirez zurückgetreten

Genf, 25. Februar. In Montevideo wird nach einer Neutermeldung bestätigt, daß der argentinische Staatspräsident Ramirez am Donnerstag zurückgetreten ist. Das argentinische Radio soll geschloffen mit zurücktreten sein. Reuter berichtet noch, die Bundespolizei in Buenos Aires habe mit Militäreinheiten eine Reihe offizieller Persönlichkeiten im Laufe der Nacht verhaftet.

Ein neuer Maiden-Jahrgang

Berlin, 25. Februar. Der Reichsführer Reichsminister des Innern, hat bestimmt, daß der Geburtsjahrgang 1927 der weiblichen Jugend in gesamten Reichsgebiet vom 20. Februar bis 15. März von den holländischen Reichsbehörden für den Reichsarbeitsdienst zur weiblichen Jugend erfasst wird. Ein Berufsausschuss, der erst nach der Erfassung beginnt, muß mit dem Tage der Einberufung spätestens bis zum Frühjahr 1945, beendet oder unterbrochen werden. Rückstellungsanträge sind in diesen Fällen zwecklos.

Ein neuer Maiden-Jahrgang

Genf, 25. Februar. Die Tatsache, daß man die erschöpften Amerikaner von der Cassino-Front zu-

Haars

Ich habe es
Waters scheinbar
dem oft fremd
legenheit kam,
und Liebe dede
sehr zu offenbar
viel, aber er na
wieder, weil m
lieben wir ihn
Nie werde ich
die Haare schon
ein Ereignis, d
wissenschaftler,
denn unbekannt
scheint mir heu
seiner Liebesbe
Es muß ihm
beim Friseur d
die Hand gefall
denn, die ihn s
lich er mich gl
kommen war, si
bin und muste
gütig: „Mein
herumlaufen
habe, daß einm
man sie gern
Haare dieses M
noch etwas län
Der Friseur sch
fühl hatte, etw
Ich entfiel ein
Mutter einmal
braut hatte, d
der Friseur nur
sollt ökonomisch
zeigte seine ion
wiederkam. Die
„Seh Spieler
Baba wird es
Doch er verga
später beim Ab
eine Pappschä
sie und zeigte
hängende Haar
Millimeter, den
Dann rieb er
Wir gegessen ha
Dann ließ er si
zimmer bringen
um ihm den G
die neue Haarl
men und veruch
wieder zusammen
Nachdem er s
eine weiße Sch
haben Kinderst
paar Augen Kre
haben ihn heute
papier gewesen
die Haare zu sch
Ich empfand
da mir die Kata
Later stand h
Schere. Dann g
lam bald mit d
er ein Best legte,
löste erkennen,
ein Kopf war d
also war das
Haare schnitt! M
führ mich ein R
sorgt er sich
„Es ist zu fast,
Er überlegte
„Da kannst du
Friseur geht es
werden es schon
Er ging in d
Gaststube entz
kleine Haarschne
lend, und als er
angewärmt.
Ich hörte sein
began. Mutter,

Das ist

Er betrat da
Lagen, die er au
schon Achtun
erworben. Zie
lanten mit allen
sie hatten auch
stimmte, wenn si
strolch emporstie
Es war müss
erhob. „Ich sah
hat nach einem
Im nächsten
bert Mädchen m
durcheinander.
Geht!
„Auge!“ brüll
wichtig!“
Und wieder p
nadeln, Seife, S
gel, Haarnadeln,
Radeln, Welle u
allein hatte Nicol
„Auge!“ brüll
Zufan Whitlam?
Ein blaßes, je
den mit abschlo
Loden in die w
hinzu: „Hier.“
„Kommt her, S
Man machte i
Vosteller.
Nicol überlegte
meilen gefiel: d
die Stirn — ne
schon schwang
„Zufan“, sagte
darauf schreibt d
den, und was si
werden. Du sch
Geld, das du be
fragte er dann.
„Jahwohl, Herr

Haarschnitt mit Hindernissen

Kleine Jugenderinnerung
von Ernst Heyda

Ich habe erst sehr spät erkannt, daß meines Vaters scheinbare Schüchternheit, die ihn uns Kindern oft fremd erscheinen ließ, nur aus der Verlegenheit kam, mit der er seine unendliche Güte und Liebe decken mußte, um sich nicht selber allzu sehr zu offenbaren. Er gab uns zeit seines Lebens viel, aber er nahm es uns im gleichen Augenblick wieder, weil wir ihn nicht verstanden, dennoch liebten wir ihn sehr.

Nie werde ich jene Stunde vergessen, da er mir die Haare schür. Allein schon, daß er es tat, war ein Ereignis, da ihm, dem weltfremden Geisteswissenschaftler, die Handhabung des täglichen Lebens unbekannt waren, und wie er es tat, erscheint mir heute noch als der Höhepunkt aller seiner Liebesbeweise, die er mir je gegeben hat.

Es muß ihm wohl eines Tages, als er wartend beim Friseur saß, eine Zeitschrift der Jünglinge in die Hand gegeben sein, mit einer Reihe von Bildern, die ihn stark beeindruckt haben. Jedenfalls ließ er mich gleich rufen, als er nach Hause gekommen war, stellte mich auf Armesslänge vor sich hin und musterte mich eingehend. Dann sagte er: „Mein Junge, so kannst du nicht weiter herumlaufen.“ Da ich heute wieder gesehen habe, daß einem niemand die Haare so schert, wie man sie gern haben möchte, werde ich dir die Haare dieses Mal selbst schneiden. Nur müßten sie noch etwas länger werden.“

Bewirrt schlich ich zur Mutter, da ich das Gefühl hatte, etwas Schreckliches gegenüberzustehen. Ich entsann mich noch, wie mir Vater, als unsere Mutter einmal nicht da war und ich mich verbrannt hatte, den Arm verbunden hatte, so daß der Arzt nur den Kopf schütteln konnte, und ich fast ohnmächtig geworden wäre. Mutter indes zeigte keine sonderliche Ueberraschung, als sie wiederkam. Die Lächelung nur.

„Sch spielen, mein Kind!“ sagte sie jetzt. „Baba wird es bestimmt wieder vergessen.“ Doch er vergaß es nicht. Als wir einige Tage später beim Abendessen saßen, holte Vater eine kleine Pappschachtel aus der Kuchenschale, öffnete sie und zeigte uns triumphierend eine kleine, stehende Haarschneidemaschine: „Ein Zehntel Millimeter, denkt euch nur mal!“

Dann rief er sich wütend die Hände, und als wir gegessen hatten, war Vater sehr aufgebracht. Dann ließ er sich eine Flasche Wein ins Arbeitszimmer bringen, und als ich später hineinging, um ihm den Gute-Nacht-Kuß zu geben, hatte er die neue Haarschneidemaschine auseinandergenommen und versuchte, sie an Hand der Beschreibung wieder zusammenzusetzen.

Nachdem er sich einige Tage später von Mutter eine weiße Schürze, ein Handtuch und den alten, hohen Kinderstuhl hatte geben lassen, legte er ein paar Lagen Krepppapier um meinen Hals — ich habe ihn heute noch im Gedächtnis, es sei Toilettenpapier gewesen — und bereitete alles vor, um mir die Haare zu schneiden.

Ich empfand nichts als eine barbarische Angst, da mir die Katastrophe klar schien. Vater stand hinter mir und klapperte mit der Schere. Dann ging er noch einmal hinaus und kam bald mit dem Notensänder wieder, auf den er ein Fest legte. Ich konnte verschiedene Männerköpfe erkennen, die herrliche Frisuren aufwiesen; ein Kopf war mit blauem Lack umrandet. Das alles war das Modell, nach dem mir Vater die Haare schnitt! Als er den Apparat ansetzte, durchfuhr mich ein Kälteschauer, und ich schrie auf. Vater erwiderte sein Gesicht neben mir, und ich sagte: „Es ist zu kalt, Papa!“

Er überlegte eine Sekunde, dann meinte er: „Da kannst du recht haben, mein Junge. Beim Friseur geht es mir auch immer so. Aber wir werden es schon machen.“ Er ging in die Küche, und ich hörte ihn die Gasflamme entzünden. Dann kam er wieder, die kleine Haarschneidemaschine durch die Luft schwenkend, und als er sie nun ansetzte, war sie mäßig angewärmt.

Ich hörte seinen Atem, als er nun zu scheren begann. Mutter, die leise hereingekommen war,

sagte staunend: „Wo hast du das nur gelernt, Schatz?“

Vater unterbrach seine Tätigkeit und zeigte ihr seinen linken Arm. Er hatte sich zur Übung alle Haare weggeschoren.

Dann nahm er die Schere vom Schreibtisch und klapperte ein paarmal, ehe er sie ansetzte. Immer wieder ließ er vergleichend zu dem Modell, sich mit seinen kurzschneidenden, glatten Augen prüfend darüberbeugend.

Es dauerte wohl zwei Stunden, bis alles fertig war. Er holte sich Mutters Perlkäse und hüllte mich in eine Parfümwolke, dann kammte er mich, stand eine Weile vor mir, ging einige Male um den Stuhl und erstöste mich endlich von den Papieren.

Er hob mich vom Stuhl und sagte feierlich: „Nun, mein lieber Sohn, darfst du in den Spiegel sehen!“

Ich erkannte mich kaum wieder. Meine sonst so ungehörigen Haare lagen glatt und sauberlich an meinem Kopf. Vater hatte seine Sache gut gemacht!

Mit der „Camera obscura“ in den Krieg

Bildberichter — einst und heute

Die neuzeitlichen Erfindungen auf dem Gebiete der Lichtbildkunst ermöglichen es heute dem Kriegsbildbericht, den Lesern der Zeitungen und Zeitungen einwandfrei bildliche Darstellungen von dem großen Geschehen der Zeit zu vermitteln. Fast alle Bilder tragen so die Züge großer Lebendigkeit und unbedingter Zeitnähe, ganz gleich, ob es sich nun um „tote“ Aufnahmen in illustrierten Zeitschriften oder um die bewegten Wochenschauen handelt. Der Fortschritt der Kriegsfotografie ist unübersehbar, er wird am augenscheinlichsten, wenn wir die Aufnahmen aus dem letzten Weltkriege 1914-18 betrachten, die mit den heutigen Bildberichten nicht zu vergleichen sind. Ihnen gegenüber aber verbleiben alle jene, meist gutgemeinten Kriegsbildchen aus den Jahren der deutschen Einigungskriege. Von den Feldzügen der Jahre 1864, 1866 und 1870-71 sind uns Bilder aufbewahrt geblieben, deren theatralisches Pathos uns heute nur ein Lächeln hervorlockt.

Und doch hat es auch in jenen Jahren schon eine Kriegsfotografie gegeben. Wenn sie freilich mit der neuzeitlichen Lichtbilderei nicht vergleichbar ist, so barg sie doch den Vorteil in sich, wirklichkeitsgetreue Bilder festzuhalten. Der erste Bildbericht stammte aus Aachen und war bereits im Kriege von 1870-71 tätig. Es handelte sich bei ihm um den Berufsphotographen August Kämpf, der schon seinerzeit die große Zukunft der Lichtbilderei erkannt haben mochte und genau wußte, daß die Nachwelt einmal der Unbeständigkeit der photographischen Platte mehr glauben würde als dem schönen und buntesten Gemälde eines Kriegsmalers. So zog denn August Kämpf aus Aachen mit dem feinsten gebräuchlichen unformigen Aufnahmeapparat und bewaffnet mit einem langen, hölzernen Stativ nach Frankreich hinein, wo er an den Fronten auf verschiedene Aufnahmen zuwege brachte. Wie schon kurz erwähnt, kannte man damals noch nicht den modernen Selbstverschuß und die Momentphotographie, August Kämpf wird vielmehr oftmals sich erst die richtige Stellung gewählt haben müssen, ehe es ihm gelang, die entsprechende Aufnahme zu machen. Dabei wird häufig die Lichtquelle eine besondere Rolle gespielt haben.

Der Weltkriege 1914-18 sah selbstverständlich weit mehr Lichtbildner an der Front. Ihre Aufnahmen sind denen Kämpfs nicht vergleichbar. 50 Jahre technischer Fortschritt gingen auch an der Lichtbilderei nicht spurlos vorbei. Doch gegen die heutigen PA-Aufnahmen verbleiben auch sie in der Hauptfrage, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß die Kriegsfotografie 1914-18 für jene Jahre beachtenswerte Ergebnisse schuf.

„Zufrieden?“ fragte er pfiffig. Mutter und ich nickten heftig. „Na, seht ihr!“ sagte er laut und selbstbewußt. Dann griff er in die Westentasche und gab mir ein blankes Kärtchen, und es war wohl das erste und letzte Mal in meinem Leben, daß mir jemand die Haare schür und mir noch Geld dazu gab.

Wissenswertes Allerlei

Die Urheimat des Mais ist Mexiko. Kein Gebirge hat einen so mannigfaltigen Pflanzenvuchs wie die südamerikanischen Anden. Von den europäischen Meeren hat das Mittelmeer die meisten Arten Fische, Muscheltiere und Schnecken.

Die Oberfläche des Atlantischen Ozeans liegt etwa 1 Meter höher als die des Mittelmeers.

An der Oberfläche des Bosporus herrscht die Strömung aus dem Schwarzen Meer zum Marmarameer vor, in der Tiefe aber bewegt sich eine Gegenströmung in umgekehrter Richtung. Dieser Wasseranstrom bewirkt, daß der Salzgehalt des Schwarzen Meeres sich nicht vermindert.

Der Bildbericht von heute ist der vorbildlichste Vertreter der Aktualität. Es gibt keinerlei Kampfscheitern, das nicht auf irgendeine Weise von ihm erfasst würde. Ob der Kriegsbildbericht mit im Haagen des Trommelfeuers liegt, ob er im Unterseeboot auf Feindfahrt ist oder in den Lüften neben seiner Kamera auch das Maschinengewehr bedient, überall finden wir ihn jederzeit knipsbereit, um der Welt den Krieg so zu zeigen, wie er in Wirklichkeit ist.

Alfred Flemming

Die neue Eisenbahn

Auf mein inständiges Bitten führte mich der Vater über fremde Hügel und durch fremde Dörfer zu einem neu erbauten Bahndamm.

Unterwegs vertrat uns ein alter Knecht den Weg. „Wollt ihr auch mit dem Zug fahren? Tut es nicht. Er fährt fertzengerade in die Hölle“, warnte er.

„Aber Na, du bist doch auch schon einmal mit der Eisenbahn gefahren und bist doch nicht in der Hölle gelandet“, sagte mein Vater.

Darauf meinte der Knecht: „Ja, aber ich habe auch nur bis Protivon gezählt.“

Dann standen wir vor der wunderbaren eisernen Straße, die aus dem Unbekannten kam und ins Unbekannte zog. Das Licht der Sonne lag in spiegelndem Glanz die Schienen entlang, und ich dachte an die laute Welt draußen, die voll hoher Gottesdienste und schwelender Gärten und hängender Brücken und bunter Schiffe darunter war und voll anderer Tiere und Blumen. Und ich setzte mich zu dem Geleise hin und legte das Ohr auf das Eisen, als müßte ich die große, ferne Welt darin raschen hören. Aber, wann tut sie sich mir auf.

Der Tag war so wolkenlos und so glasklar. Aber ich sah nicht weiter. Denn überall waren die Berge wie Vorhänge angebracht und verhüllten die Ferne. Es war zum Weinen.

Und wie ich nun so weilsüchtig da sauerte, merkte ich auf einmal, wie wunderbar die Ansehnlichkeit durch die Einjamkeit sangen, und wie der Himmel so heimlich über unserm Land hing und sich auf die lieben Tannennäpfe stützte, und wie die Korallen drunten im Bach durch das schattige Gewässer schossen. Und ich fühlte, wie hold es bei uns daheim war, und in mir verwandelte sich Leid wunderbar in Freude und Freude in Leid, und die beiden Gefühle verflochten ineinander und waren nicht zu trennen.

Hans Watzlik

Heinz Steguweit: Hirtentragödie

Der den alten Hirten sah, der sich bätig und vom Schlapphut beschattet auf den Stab stützte, der mußte an die Dämle der Romantiker denken. Diese gütigen Meister leben nicht mehr, doch alte Hirten gibt es noch, wir wollen ihnen dankbar begegnen, mögen sie ihre Lämmer im Gebirge weiden oder vor den Toren der Städte, wo die Wiesen bange darauf warten, eines Tages mit Häusern vollgebaut und von Kanälen durchzogen zu werden.

Vor der großen Stadt, nahe der Mühle des Rheins, tat sich ein Schäfer seit Jahrzehnten seinen Dienst. Schweigsam geworden, vom Wetter gegerbt, im Nachdenken auch allem entfremdet, was nicht zur Welt der Lämmer gehörte, stand er oft stundenlang auf demselben Fleck, nach keinem Uhrschlag horchend. Das Maß aller Dinge bestimmte allein die Sonne, zwischen Aufgang und Untergang lag die Pflicht, wird sie ewig liegen. Ringsum ruppten wohl dreihundert Schafe ihre Kost, die in den Wiesen aß.

Heute aber schien das Lämmerhüten auch vom bätigsten Hirten zu fordern, daß er sich über die Welt der Schafe hinaus bestimme auf Treiben der Menschen: Es war Krieg! Da galt's nicht nur, für sprichendes Futter zu sorgen, oder dem Grunde zu pieksen, daß er nicht übereifrig an der Wolle jupste, die morgen der sommerlichen Schur bedurfte. Nein, wozu die Schafe zum Abend in der Hürde wimmeln, wiederläufig und dreihundertfältig wie Wölfe, hub der greise Hirt zu sinnen an: Zu viel Tiere sind's in der einen Koppel, wer hilft ihnen noch, wenn nachts des Feindes Fluch aus den Lüften niederfährt?

Also flügte der Schäfer sechs Hürden zusammen, die erste im Wald, die zweite drüben am See, die dritte nahe dem Feld voller Aehren.

Und so fort, bis sechsmal fünfzig Lämmer weit voneinander rubelten, nun schien das mögliche getan an Sorgfalt und Umsicht. Dann ledete der Hirt seinen Hund, sah gierige Stare heran flattern, weil sie äßen wollten im Felzwerk, je nun, ein jeder Gast gewann seinen Tisch, und die Lämmer hielten gern stille. Er selber aber, der greise Mann mit dem Ledergesicht, holte den Schlapphut vom Kopf, endlich die Schläfe zu wischen und den Himmel zu sehen: Bald würden die Sterne kommen, sein Federchen schwamm in der Höhe, — ach, das Schicksal trieb es frans mit den Menschen, denn des Welters Arbeit half dem Feind gewiß auch in dieser Nacht.

Der Hirt sah sein Stüppchen, brockte Brot, warf dem bettelnden Hund einen Anteil hin. Und rülgerte zum Wägen, in dem man schlafen konnte. Das Gefährt stand mitten in der Wiese, furchlos und allein, eine Karre voll Stroh, darauf ein Affen lag und eine Decke; hier hatte der Alte schon unzählige Male die Lämmer geschloffen, die Hände gefaltet und also gesprochen: Herr, behüte die Herden, denn was liegt an mir, ich bin nur ein einzelner.

So beschwor er die gütigen Mächte, von denen jene Wölfschen nichts wußten, die auch in dieser Nacht ihre Hoffahrt mit menschenlicher Willkür zur Erde schickten: dort, wo mitten in der Nacht der Bomben zerplatzte, fand man am Morgen die Karre schredlich zertrümmert. In den Hürden aber ruhten die unverletzten Lämmer, sechsmal fünfzig an der Zahl, ihr Hund schlief lammernb umher, denn er suchte den braven Hirten, der nur ein einzelner gewesen war.

Heinz Steguweit

„Amputation“ an einem Brand

Die Vergangenen Schiffe stellt den Technikern immer wieder neue Probleme. Jetzt soll eine sehr interessante Operation vorgenommen werden an dem Dampfer „Tom“, der an Schwedens Küste strandete. Man will den Rumpf des Bräders unter Wasser in Stücke schneiden, um so das Sed von dem beschädigten Bug zu trennen. Nach den aufgestellten Berechnungen wird das Sed dann sehr wahrscheinlich einen so starken Auftrieb bekommen, daß es von selbst wieder auftaucht. Solchermaßen hofft man die Kommandobrücke, die Maschine und die Ausrüstung zu bergen.

bester Freund. Schreibt nach einem Jahr, er sei wieder bei diesem Herrn Diderot, den er auf eine Reise nach Russland begleite. Herr Diderot sei eingeladen von der Zarin Katharina. Er habe heimlich Russisch gelernt, und dies sei der Grund, warum ihn Herr Diderot mitgenommen. Schreibt aus Petersburg, der Gin sei sehr scharf, man verliere bei ihm fast die Besinnung.

Das sind Auszüge aus Briefen, die eine Frau Smas'urb, Mutter des Leutnants Smas'urb, hinter seinem Rücken an die königliche Regierung schreibt, mit der inständigen Bitte, darauf zu achten, daß ihr Sohn, der die Gnade habe, als Schiffsadjuvant von der königlichen Regierung aufgenommen worden zu sein, von den Herren Kapitänen scharf beobachtet werden solle. Seine Jugend zeige, daß er ein Lieberling sei und daß er wohl auch trinke, wie er es in dem gottlosen Russland gelernt.

Diese Frau Smas'urb ist wie ein Satan von Mutterliebe, sie verfolgt sein Leben mit Anlagen bei seinen Vorgefekten. Die königliche Regierung legt Brief zu Brief seit dem Jahre 1784, wo Smas'urb, voller Sehnsucht nach seiner Heimat, im Hafen von Boulogne vor der Ueberfahrt nach Dover, von Agenten der königlichen Regierung betrunken gemacht, zum Matrosen gepreßt, die Ueberfahrt bereits im Solde der königlichen Regierung macht. Schon ein halbes Jahr später, im Krieg gegen die amerikanischen Kolonien, ist er Steuermann, wird Adjutant, Fähnrich, Leutnant. Dreimal entgeht er der Strafe wegen Desertion, denn jedesmal liefert ihn seine Mutter hinter seinem Rücken der Regierung wieder aus. Er hat einen Gürtel im Ministerium, Sir Swinburn, aber er ist in den Büros nicht beliebt wegen seiner Vorstellungen und Eingaben um Entlassung. Er empfiehlt die Gründung eines königlichen Seefahrtsvereins vom Standpunkt der Politik. Er kennt d'Alemberts „Traité de Dynamique“, nämlich die Lehre über die Flüssigkeiten und des gleichen Verfassers Buch „Traité du Monde“, nämlich über die Arbeit der Winde. Die Attenvermerke von Sir Swinburn sind wohlwollend, von den Büros ablehnend.

Attenvermerk für Kapitän Mitten: Kein Urlaub bis zur Abfahrt der „Lady Julian“. Somit zuverlässig, fleißig, gewissenhaft. Hat niemals Weiberhändel gehabt. Für Transport der „Lady Julian“ daher geeignet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schiffschiff

ROMAN VON HEINRICH BINDER

(21. Fortsetzung)

Er betrat das Unterdock. In den wenigen Tagen, die er auf der „Julian“ weilte, hatte er sich schon Achtung und Liebe bei den Mädchen erworben. Sie nannten ihn Vater Nicol und kamen mit allen möglichen Anliegen zu ihm. Aber sie hatten auch große Angst vor seiner Varenstimmung, wenn sie aus der Tiefe seines Brustkastens stolzend emporstieg.

Es war mausestills, als er seine Stimme erhob. „Ich fahre in die Stadt“, rief er, „wer hat noch einen Wunsch?“

Im nächsten Augenblick war er von über hundert Mädchen umringt. „Ach, ich!“ schrie es durcheinander. Seine Ohren dröhnten von dem Getöse.

„Aber!“ brüllte er, „was braucht ihr am notwendigen?“

Und wieder prasselte es ihm entgegen: Haarnadeln, Seife, Handtücher, Puder, Kämme, Spiegel, Haarnadeln, Taschentücher, Haarnadeln, Zitrin, Nadeln, Wolle und wieder Haarnadeln! Von allem hatte Nicol nur Haarnadeln behalten.

„Aber!“ brüllte er zum zweiten Male. „Wo ist Susan Whitelam?“

Ein blaßes, schlankes, aber sehr schönes Mädchen mit abgewandtem Haar, das es in einigen Sekunden in die weiße Stirn hineintraug, rief von hinten: „Hier.“

„Kommt her, Susan.“

Man machte ihr Platz, und sie stand vor dem Vorteller.

Nicol überlegte, was ihm an dieser Susan am meisten gefiel: das Haar oder die Augen oder die Stirn — nein, es war der Mund. Ein sehr schön geschwungener Mund.

„Susan“, sagte er, „hier ist ein Blatt Papier, darauf schreibst du alles, was die Mädchen brauchen, und was sie während der Fahrt nötig haben werden. Du schreibst die Namen dazu und das Geld, das du bekommst. Spielt du Gitarre?“

„Ja, Herr Vorteller.“

„Wer spielt noch Gitarre?“ rief er in den Raum.

Er sah, wie sich unter einigen Billy Gent meldete.

„Kommt her, Billy Gent“, sagte er.

Man machte ihm eine Gasse. Billy Gent war etwas kleiner als Susan Whitelam, zierlicher, aber sie besaß viel Ähnlichkeit mit Susan.

Statt der Vergleicheninnungen von Susan hatte sie fast grüne Pupillen, und über der schneeweißen Stirn lag eine Krone von brandrotem Haar.

„Kannst du auch so gut singen wie Susan?“

„So gut wie Susan nicht, Herr Vorteller.“

„Dann lerne es bei ihr“, rief er ihr.

John Nicol war in Eile. Sicher wartete schon der Kapitän. Schlimmer! Er sah schon in der Sig.

Oben an der Kelling stand der Leutnant und unterhielt sich mit Mitten.

Nicol polterte das Fallreep hinab, daß es unter seinen Füßen fast zerbrach.

Die Sig stieß ab.

„Leutnant Smas'urb“, rief er herauf, „wie ist das mit dem Stoff? Wieviel Meter soll ich kaufen?“

„Das müssen Sie den Verkäufer fragen“, rief Nunham hinunter.

„Warum den Verkäufer?“

„Wieviel Meter zu einem Frauenkleid gehören.“

„Na, ungefähr?“ schrie Nicol.

Nunham sagte aus Geratewohl: „Fünf bis sechs Meter mal zweihundertfünfzig.“

Die Sig war schon auf der Hälfte des Weges. „Das macht ja dreitausend Meter“, schrie Nicol entsetzt.

Mitten begann zu lachen. Er lachte, daß die Sig schwankte.

Nunham formte seine Hände zum Schalltrichter: „Tausend Meter dunkelroten Wolstoff, tausend Meter dunkelgrünen Wolstoff und tausend Meter dunkelblauen Wolstoff!“

„Zu wieviel Schilling?“ brüllte Nicols Stimme über das Wasser.

„Was Sie sich abnehmen lassen“, schrie Nunham zurück.

Er sah, wie Nicol die Hände über dem Kopf zusammenklappte.

Ein dritter Leutnant Smas'urb

Nunham wandte sich um. Das Deck war leer. Neben ihm standen nur die zwei Mann, die am Fallreep geholfen hatten. Sie grinsten breit und

begeistert, und Nunham konnte den Eindruck haben, daß er ihre allerhöchste Hochachtung genoss. Er nickte ihnen zu und schritt dann, als habe er seit Minuten nichts anderes gedacht, quer hinüber zum Achterdeck.

Während er scheinbar tief in Gedanken war, äugte sein Blick scharf nach rechts und links, ob ihn jemand beobachte.

Im nächsten Augenblick stand er im Heiligtum des Schiffes, in der Kajüte des Kapitäns. Sein Blick galt dem Tisch, an dem der Kapitän seine Schreibarbeiten verrichtete. Dori mußte das liegen, was Nunham suchte: seine Akte, die Akte des Schiffselements Smas'urb.

Heute morgen, als der Kapitän ihn zu sich gebeten, war sein Blick auf diese Akte gefallen. Er wußte, wo sie ungefähr liegen mußte. Der Kapitän hatte sie wohl anlässlich seines Kommens noch einmal studiert.

Nunham hielt sie in der Hand.

Für die nächsten Minuten versank die Welt um ihn. Er las die Geschichte des Leutnants Smas'urb in der Auffassung der königlichen Regierung seiner Majestät.

Was sich in diesen zehn Minuten in Nunhams Hirn zusammenhängte, machte ihn zum erstenmal in seinem Leben völlig kopflos. Manchmal, während er las, fühlte er ganz klar, wie sein Gehirn verfiel.

Er kam sich vor wie eine alte Frau, die eine spannende, aufregende Klatschgeschichte zu schnell erzählt bekommt, aber doch alle wichtigen Einzelheiten wie ein trockenes Löschpapier einsaugt.

RN/CO 1784/III

Lebensgeschichte des Leutnants Smas'urb

Sohn des Schulmeisters George William Smas'urb, geboren in New Bransford an der Themse am 18. Oktober 1764. Von seinem Vater zum Pfarrer bestimmt, verläßt er mit vierzehn Jahren heimlich sein Vaterhaus. Versteckt sich auf einem Kutter, der die Themse hinabsegelt, schleicht sich in London auf einen Dreimaster, verläßt das Schiff in Calais, schreibt aus Paris, daß er hierher gegangen sei, um Voltaire kennen zu lernen.

Schreibt nach einem Vierteljahr, er sei Sekretär bei einem Herrn Diderot, der ihm seine Romane diktiert. Schreibt nach einem Jahr, er sei bei einem Herrn d'Alembert als Schreiber, lerne bei ihm Mathematik und würde hier auch bald Herrn Voltaire kennen lernen. Sein Herr sei dessen

